Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 24

Artikel: Jonas Truttmann. Sechsundzwanzigstes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672966

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. September 1933 | Heft 24

Vor Tag.

Im Morgendämmer liegt die Stadt, im grauen —
Im zarten Dunst der weiten Himmelsferne
Erlöschen sacht die letzten Glitzersterne,
Mattsilbern hängt das Mondhorn noch im Blauen.

Es raucht der See — es treibt zu den Gestaden,
Einhüllend wie in einen weißen Traum
Die Ufer, Häuser, Türme — Busch und Baum,
Der Morgenwind des Nebels feuchte Schwaden.

Noch liegt der Frühe Stille auf dem Lande
Und auf den Wassern — fern ein Mövenschrei,
Ein erster Fischerkahn treibt stumm vorbei,
Sonst nichts — ein leises Rauschen nur am Strande.

Jetzt fällt vom Berg her eine Windeswelle
Ins Tal herab, zerzaust den Nebelflor —
Die Schwaden wogen, wirbeln, steigen hoch empor,
Und hinterm Saum der Hügel wird es helle —

Die Sonne steigt mit segnenden Gebärden —
Noch schläft der Stadtmensch unter seinem Dach
In schwülem Traum — ich aber, ich bin wach
Und staune in des jungen Tages Werden.

Arthur Zimmermann.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Schluß.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Und doch bekam das Seeguthaus etwas, was es nie besessen: inmitten aller Alltagsgeschäftigkeit und rauhen Alltagsgleichgültigkeit einen Frieden, der zwischen drei Menschen war. Winterabende waren vielleicht sein Gedeihgrund. Es fiel so viel Schnee, daß alle Wiesenzäune wie in einem weißen Meere untergingen und man von seiner obersten Schicht in die kahlen Baumkronen und auf die Dächer niedriger Hütten steigen konnte. Aller Lärm der Straßen erstarb in einer atemlosen Stille, und aller Ausblick aus dem Tal wurde von grauen, reglosen Nebelwänden und Nebeldecken verwehrt. Die Menschen wurden zurückgetrieben in ihre Häuser und sich selbst.

In der Seegutstube brannte der mächtige Gültsteinofen, auf dessen Vorderseite die Namen von Jonas' Großeltern standen, deren Buchstaben aber fast erblindet waren. Wenn die Knechte und Mägde aus dem Freien kamen, stellten sie sich daran, und von ihren Schuhen lief eine trübe Lache tauenden Schnees auf den Fußboden.

„So eine Wirtschaft," begehrte Jonas auf. Dann ließ er eine Hinterstube, die bisher im-

mer leer gestanden, mit einem Tisch und Stühlen besetzen, auch den dortigen Ofen heizen und wies das Gesinde am Abend dahin.

„Als ob wir die Krätze hätten," schimpfte ein Jungknecht.

„Nächstens wird er sich in einen Schrank einsperren, der Menschenfeind," zischelte eine Magd.

Der kleine, alte Kaspar wies sie zurecht: „Er kommt in die Jahre, da man Ruhe braucht. Kein Wunder, daß er am Abend uns los sein will."

Nun blieb die Stube in den Stunden nach dem Nachtessen den dreien vorbehalten, Jonas, der Franzi, wenn sie aus der Küche kam, und Joseph, dem Knaben. Joseph stand am Ofen statt der Knechte, ein schlanker Mensch, mit Gliedern wie ein Tell, mit blondem Haar und vorlauten Augen, die wie zwei Sommerhimmeltupfen aus dem braunen Gesicht leuchteten. Er ging noch zur Schule, obzwar, wäre es an ihm gelegen, er den Schulsack längst abgeworfen haben würde. Jonas wollte es. „Das Wissen im Kopf und den Willen im Herzen können sie dir nicht stehlen wie das Geld aus dem Beutel," sagte er. Aber in seiner Freizeit griff der junge Mensch tüchtig an beim Melken und Misten, beim Mähen und Düngen.

Von seinem Ofenplatze aus sprach er mit Jonas und Franzi, die am Tisch saßen, die Franzi über eine Arbeit gebeugt, Jonas an die Wand gelehnt, den Scheitel schon grau, aber in den Augen noch harten Lebenswillen. Von Alltagsdingen sprach Joseph. Jetzt rühmte er das Pferd, das Jonas auf der letzten Steigerung von Militärpferden erworben hatte. Das habe Feuer im Leibe. Der Kaspar könne schon gar nicht mehr mit ihm fahren, weil er zu schwach sei, es zu halten, er selber aber möchte lieber den ganzen Tag mit ihm herumkutschieren, als immer noch dem Sebastian, dem langweiligen Lehrer, zuhören. Vom Pferd kam er auf die Kühe, wieviel Milch diese gegeben und wieviel jene. Dann rühmte er einen Tagelöhner, daß er heute Berge von Holz beiseite geschafft, und sagte einem anderen nach, er solle lieber Schuster werden als mit Vieh umgehen, von dem er nicht mehr verstände als ein Maikäfer vom Klavierspielen.

Emsig kamen ihm die Worte, ein wenig bissig zuweilen, manchmal altklug, immer aber voll heiteren Lebens.

„Du hast Freude am Bauernhandwerk," sagte Jonas einmal zu ihm.

„Und ob! Es gibt nichts Schöneres," antwortete Joseph.

„Kannst dich einmal zusammennehmen," fuhr der andere weiter. „Es ist eine Last Arbeit, was einer mit dem Seegut übernimmt."

„Auch ein Stolz," brummte die Franzi unterm Nähen.

Jonas machte weite Augen.

„Wo jetzt der Stall steht", sprach er weiter, „hat einmal eine Spelunke gestanden, niedrig, eng, daß unsere zwei Kühe darin fast erstickt sind. Wie der Stall, ist das Gut in die Größe und Weite gegangen. Wirst du es einmal beisammenhalten können?"

„Das meine ich," prahlte der Junge. Aber der heiße Eifer, der ihn aus seinen Augen anblitzte, war Jonas lieber als das Wort. Es riß ihn von seinem Sitz auf und zu dem Jüngling hin. Aber er rührte sich nicht. Er beschloß nur bei sich selbst, den Sohn von jetzt an unter eigene Leitung zu nehmen. Er sollte die Wurzeln kennen lernen.

„Zu Ostern kannst du aus der Schule treten," sagte er.

Joseph tat einen Schritt auf ihn zu, auch er von Lust überwältigt, ihm mit einem Handschlag zu danken. Aber Jonas hatte ihn keine Zärtlichkeit gelehrt. So blieb er stehen und klopfte sich nur aufs Knie: „Hurra! Endlich!" sagte er.

Wenn Centi das erlebt hätte, dachte Franziska. Die atmende Brust spannte das pralle Kleid zum Zerreißen. Und ihr Herz brannte. Sie meinte in diesem Augenblick, daß es auf der Welt keine zwei solche Leute mehr gebe wie Jonas, der aus dem Seegut einen Herrenhof gemacht hatte, und der Bursche, der Joseph, der auf diesem Hof einmal der Herr werden sollte.

Jonas schlug ein Buch auf. Joseph holte sich die Zeitung an den Ofen. Es wurde still.

Vor den Fenstern ging das unablässige Schwirren der Schneeflocken.

Von Ostern an kam Joseph Truttmann unter die Hand seines Vaters. Die war nicht leicht. Manchmal meinte er sich auflehnen zu müssen, wenn Jonas den Knechten jedes Verschnaufen verwies, den Franken dreimal umdrehte, bis er ihn ausgab, und jeden fremden Menschen, mit dem er zu tun bekam, wie den Bösen selber ansah. Und doch duckte er sich, und doch wurde er nie eine Art Ehrfurcht los. Was Jonas Truttmann tat, war klug. Und es

war etwas Außergewöhnliches an ihm, wie etwa an einem Manne, der jahrelang unschuldig im Kerker gesessen und den das erlittene Unrecht adelt. —

Joseph war noch nicht zweiundzwanzig, als Jonas Truttmann zu kränkeln anfing. Vielleicht war es eine ganz späte Folge seines Falles vom Baum. Es stellten sich Schmerzen in der Hüftgegend ein, die immer heftiger wurden.

Als der einheimische Arzt nicht zu helfen wußte, reiste Jonas nach der Stadt. Nicht in dem Kinderkrankenhaus, in dem er vor vielen Jahren gelegen, aber im Hauptspital wurde er noch einmal auf den Operationstisch gelegt; aber die Ärzte quälten ihn nicht lange. Er fand sich, von der Narkose erwacht, in einem Bett, an dem eine junge, anmutige Schwester saß. Jugendtage stiegen vor ihm auf. Schattenhaft und verschwommen glitt Bethlis Erscheinung an seinem Blick vorüber. Er hatte nie mehr von ihr gehört.

Die Schwester reichte ihm eine Stärkung.

„Es ist also vorbei," sagte er und dachte dabei, daß die Schmerzen ihn heftiger quälten als vorher.

Die Schwester, der er noch fremd war und die noch ohne tiefere Teilnahme mit etwelcher Gewohnheitsmäßigkeit an ihm ihre Pflicht tat, antwortete, der Professor wolle selbst mit ihm über die Sache reden.

Das schien Jonas sonderbar. Naturgemäß mußte der Professor nach ihm sehen. Was konnte die Schwester veranlassen, ihm seinen Besuch mit einer Art Wichtigkeit anzuzeigen? Und die Fremdheit empfindend, die zwischen ihm und der Pflegerin war, fühlte er einen brennenden Wunsch, wieder daheim zu sein und die Franzi um sich zu haben, auch den Bub, den Joseph, in der Nähe zu wissen. Dann leuchtete plötzlich die klare Erkenntnis in ihm auf, daß der Arzt kommen würde, ihm die Erfolglosigkeit der Operation anzuzeigen. Würde er hier — hier — in diesem fremden Krankenzimmer mit der jungen Person dort, gegen die er eine unbewußte Abneigung empfand, bleiben, hier am Ende sterben müssen?

Der Gedanke war ihm so unerträglich, daß er mit einem Ruck aus den Kissen auffuhr und nach seinen Kleidern suchte.

„Was tun Sie denn?" fragte die Schwester.

„Ich will heim," entgegnete er barsch und kurz.

Sie hielt ihn für ebenso unwirsch als ungebildet.

„So weit ist es noch nicht," sagte sie verletzt und spitz.

Er verzog eigensinnig den Mund und wäre wohl aufgestanden, aber in diesem Augenblick erschien der Professor, ein alter Mann, dessen weiche, weiße Hände ebensoviel Güte verrieten wie seine hohe Stirn Lebensklarheit und Wissen. Er grüßte, und Jonas gab den Gruß zurück.

Auf einen Wink des Arztes verschwand die Pflegerin.

Der Professor nahm sich einen Stuhl und setzte sich ans Bett.

„Die Operation ist mißlungen," sagte Jonas.

„Nicht gemacht worden," antwortete der andere.

„Nutzlos?" fragte Jonas.

„Ja," bestätigte der Arzt.

„Ich muß noch heim," sagte Jonas.

Der andere entgegnete, daß er morgen reisen könnte.

Er lächelte. „Glauben Sie, daß ich bis morgen warte?" fragte er und streckte schon den gesunden Fuß aus dem Bett.

„Ich weiß, Sie haben einen festen Willen," sagte der Arzt.

Jonas stand schon im Begriff, sich anzukleiden. Seine Stirn schien hart und wie bereit, durch eine Wand zu rennen.

Der Professor sah ihm zu. „Ich werde Ihnen einen Brief an Ihren Arzt mitgeben," erwähnte er. „Sie werden seinen Beistand nötig haben."

Jonas stutzte. „Wie lange?" fragte er knapp und kurz.

„Vielleicht noch Wochen, vielleicht nur Tage," antwortete der andere. Er stand auf. „Ich will Ihnen die Schwester schicken, damit Sie Ihnen packen hilft, auch einen Wagen zur Bahn besorgt."

Jonas dankte.

Der Arzt entfernte sich, mit einem gleichzeitig staunenden und erbarmungsvollen Blick den seltsamen Menschen messend.

Jonas fing an, seine Habseligkeiten in seine Handtasche zu stecken. Seine Hände zitterten. Er war erregt.

Die Schwester kam und half ihm.

Er achtete kaum auf sie. Seine Gedanken waren schon auf der Reise.

Als der Wagen vorfuhr und Jonas einsteigen wollte, erschien der Professor noch einmal.

Er war in Überzieher und Hut. So stieg er über die breite Vortreppe des Spitals zu Jonas herab. Und nun standen sie voreinander, der vornehme, alte Gelehrte und der verwachsene Bauer.

„Sie wollen allein reisen?“ fragte der Arzt.

„Auf dem anderen Weg kommt auch niemand mit mir,“ antwortete Jonas bitter.

Der Professor streckte die Hand aus.

Jonas legte widerstrebend die zuckende eigene hinein, die der andere schweigend drückte. Und als er nun einstieg und fortfuhr, stand der Arzt mit abgenommenem Hut.

„Wenig Worte und viel Wille,“ sagte er zur Schwester, während der Wagen fortrollte.

Jonas fuhr dahin. Es war ein wunderbarer in Blau und Grün glänzender Sommertag. Jonas schaute aus dem Wagen, schaute nachher aus dem Eisenbahnfenster. Schmerzen folterten ihn. Aber er sah die Schönheit des flammenden Tages. Berge traten aus dem Dunst der Ferne. Ewiger Schnee gleißte auf, Zinnen und Spitzen, die sich wider einen dunklen Himmel zeichneten. Jonas' Augen saugten die Wunder des Tages ein, und eine leise Trauer beschattete sein Gemüt bei der Erwägung, daß er sie nicht lange mehr sehen werde. Aber daneben wuchs ein Verlangen nach Ruhe in ihm auf, eine brennende Erwartung des Endes. Gedanken sprühten wie Feuerblitze aus einem Aschenmeiler. Sie stießen in die Jugend zurück. Gestalten zogen an ihm vorüber, die Mutter, der rauhe Alois, der blonde Geni, der Tschusepp, der arme Verkommene, und — Inocenta. An Inocenta haftete der Sinn. Es war Jonas, als machte er sich auf, sie zu suchen. Er fühlte ein Bedürfnis nach einem Menschen, der ihn liebte. Er war der Jonas, der er auf der Brautfahrt gewesen. Und er war einen Augenblick lang gewiß, sie im Jenseits wieder zu finden. Aber er stieß die Hoffnung um. Das Leben hat dir alles zerbrochen, sagte er zu sich selbst, sei nicht der Narr, dem Tod zu trauen. Dann überlegte er, wie knapp seine Zeit noch war. Er erinnerte sich vieler Dinge, die noch getan sein mußten. Und er bestellte in Gedanken sein Haus.

Gegen Abend, als die Sonne hinab war und eine sanfte Kühle über den Matten lag, kam er heim. Drunten lag der kleine See und träumte himmelzu. Ein wenig Wind streichelte sein Schilf. Es neigte sich lautlos.

Jonas betrat das Haus nicht, sondern begab sich gleich in den Stall, wo Kaspar und ein jüngerer Knecht am Melken saßen. Er grüßte nicht. Er kam immer so über sie, und sie tauschten zuweilen Blicke, um sich gegenseitig zu bedeuten, welch ein zuwiderer Mensch er sei.

Er humpelte auf und ab durch den Stall und besah die Kühe, Kälber, den Stier, das Pferd.

„Schau, daß genug Heu im Hause bleibt,“ sprach er den Kaspar an, „man weiß nie, wie lange der Winter wird.“

Kaspar hatte über das Heu bisher nie verfügt. Er sah verwundert unter seiner Kuh hervor.

„Überhaupt wird es besser sein, unseren ganzen Vorrat bis zum Frühjahr zu behalten,“ fuhr Jonas fort. „Dann gib das Entbehrliche dem Zimmermann in Ötweil. Der ist ehrlich und zahlt, was recht ist.“

„Ihr seid ja dann auch da,“ meinte Kaspar.

Er achtete dieses Einwurfs nicht. Die Hand auf eine weißbraune Kuh legend, sagte er zu dem Jungknecht: „Die behaltet ihr im Stall, gebt sie nicht zu wintern, die ist zu empfindlich, will gute Pflege.“

Und wieder zu Kaspar sich wendend: „Sechs Haupt könnt ihr weggeben. Ihr habt mit den anderen noch Arbeit genug.“

Kaspar stutzte. Die Sache war ihm doch seltsam. Er hatte eine Frage auf den Lippen.

Aber Jonas entfernte sich.

Der kleine, alte Knecht stand auf.

„Er hat ja geredet,“ sagte er sinnend zum andern, „als ob —“

„Vielleicht hat er vom Doktor schlechten Bescheid bekommen,“ meinte dieser.

Der Alte stand ganz benommen da und sah zu Boden. Es wehte ihn an wie ein Tod.

Eine kleine Weile später ließ Jonas Kaspar zu sich entbieten. Dieser fand ihn mit Franziska in der Wohnstube. Sie hatte einen Kopf wie ein Puter, und die Tränen blitzten ihr in den Augen, ohne niederzufallen. Vor ihr lag ein Blatt Papier, auf das sie mit ihrer schweren, schreibungewohnten Hand und in ihrer fürchterlichen Orthographie allerlei Dinge, die er ihr aufgetragen, gekritzelt hatte.

„Setze dich,“ gebot Jonas.

Und nun saßen die drei Hauskameraden, die fast ein Menschenalter beisammen gewesen, da, und Jonas begann zu sprechen: „Im nächsten Herbst muß im Buchwald Holz geschlagen und im Winter vom Wald geschafft werden. An den

Fritz Boehle: Heimkehr.

Lauenen oben müßt ihr im Frühjahr aufforsten lassen. Und wenn es teuer ist, es hilft nichts; denn den Enkeln wird es wieder zugute kommen. — Laßt auch viel Dünger in die Bergheimen tragen. Der Boden dort braucht es. — Seid dem Joseph eine Stütze, ihr beiden. Er ist jung. Man weiß nicht, was werden will mit ihm. Machet ihn so, daß er dem Gut ansteht, das er haben soll."

Nicht ein einziges Mal, während er so sprach, brach seine Stimme in einer Bewegung, die doch in der Tiefe seines Innern zu sein schien. Es war noch vieles, was Haus, Land und Vieh betraf, was er mit ihnen beriet. Keinerlei Feierlichkeit lag in seinem Ton. Es war, als gebe er ihnen ihre Alltagspflichten an. Und doch war es sein Testament, was er ihnen diktierte. Als er endlich aufstand, hielt er sich einen Augenblick am Tisch fest, das kurze Bein hing in der Luft.

„Du kannst gleich noch zum Notar gehen," wies er Kaspar an. „Er soll unverzüglich zu mir kommen. Von der Feder wißt ihr zwei nichts, und der Joseph ist zu jung."

„Sogleich —" stotterte Kaspar verwirrt.

Mit ihm verließ Franziska die Stube.

Jonas sah ihnen nach. Zahlen flitzten durch seinen Kopf. Sie müssen versorgt sein, wenn du nicht mehr da bist. Aber nicht um die Welt hätte er ihnen gesagt, daß er an sie denken werde.

An der Küchentür trennten sich Kaspar und Franziska.

„Ist er am Tod?" fragte der Knecht.

„Er hat das Zeichen," antwortete die Franzi mit erstickter Stimme.

„Ob er gern stirbt?"

„Das Leben ist ihm wohlfeil."

Am gleichen Abend hatte Jonas auch mit Joseph, dem Jüngling, eine Unterredung. Sie war seltsam, wie ihr Verhältnis eigen gewesen war von Anbeginn. Er hieß ihn mit ihm vors Haus hinunterkommen, als hätten in diesem die Wände Ohren oder wäre ihm zu eng darin. Was er von ihm wollte, sagte er nicht. Und mehrmals schritten sie nebeneinander an der Hausmauer auf und nieder, ohne daß er zu sprechen begonnen hatte. Schon hatte Joseph eine kecke Frage auf der Zunge; denn er fing schon an, neben dem strengen Vater und Hausvorstand sich selbst zu fühlen.

Da sprach Jonas: „Die Sterne sind heute ruhiger, als ich sie je gesehen habe."

Joseph dachte, ob er ihn der Sterne wegen hergeführt habe.

Wieder wurde es still, nur das rote Licht der Wohnstubenfenster strömte zu ihren Häupten hinaus in die Dunkelheit.

„Du hast eine gute Mutter gehabt," begann Jonas plötzlich wieder. Es war das erstemal, daß er von Inocenta zu ihrem Sohn sprach.

Dieser schwieg. Er war zu jung und zu leichtsinnig gewesen, als daß er über seine Beziehungen zum Vater oder über diesen selbst näher nachgedacht hätte. Das unbewußte Mitleid, das er von klein auf mit dem Gezeichneten empfunden hatte, war geblieben, auch als er erfuhr, wie nah er ihm stand. Aber in Jonas' eigenbrötlerisch verschlossener Art war nichts gewesen, was den jungen Menschen hätte zutraulich machen können. So war wohl irgendwo in seiner Seele ein suchendes Etwas, das sich bereitwillig in Freude und Zutunlichkeit würde gewandelt haben, wenn Jonas ihm väterliche Zuneigung hätte zeigen können oder wollen, aber er lebte seine Tage ohne irgendwelche Beschwer darüber, daß dieses verborgene Drängen seines Blutes keine Erwiderung fand, oder ohne erstaunt zu sein, daß der Vater nie von der Mutter redete.

Jonas fuhr fort: „Es wäre gut, wenn deine Mutter noch lebte."

Jetzt schaute Joseph auf. Das mußte doch alles auf wichtige Dinge zielen.

Jonas preßte die Lippen zusammen. Aus den Augen des jungen Burschen strahlte ihm eine unbewußte Kraft entgegen. Sein Blondschopf war so hell, daß die Nacht ihn nicht dunkeln konnte. „Wenn du so stramm wirst von innen, wie du von außen anzusehen bist, wird das Seegut einen rechten Meister haben," sprach er weiter.

Joseph lächelte halb verlegen, halb zufrieden.

Und wieder sprach Jonas: „Du mußt es nur zu früh lernen, Meister zu sein."

„Wieso?" fragte der Jüngling mit einer jähen Bangigkeit.

Noch gab der Vater ihm nicht Bescheid. „Halte dich an die Franzi und den Kaspar, bis du selbst deinen Weg weißt. Sie kennen den Alltagsgang und werden helfen, daß eine Zeitlang alles im Gleise bleibt. Nachher mußt du selbst aufwachen. Mit der Treue zweier Arbeitstiere ist noch kein Acker gepflügt. Es muß einer sein, der den Karst lenkt."

„Ihr seid ja doch da," wandte Joseph ein.

„Nicht mehr," gab Jonas zurück.

„Was? — Warum?" stotterte der Junge.

„Vielleicht noch Wochen. Vielleicht noch Tage," sprach der andere gedankenverloren seinem Arzte nach.

„So sagt doch — — —"

Jonas unterbrach ihn: „Es nützt nichts, ein langes und breites zu machen. Vielleicht ist es ein alter Schaden. Vielleicht ist an einem einzigen Tag ein ganzes Leben entzweigegangen. Auf alle Fälle sei bereit. Vielleicht bist du morgen schon allein."

Er hielt eine Hand in die Hüfte gestemmt. Dort wühlten und brannten die Schmerzen.

In das Gesicht des Blondkopfs stieg das Blut. Es quoll auf und überströmte reich und heiß die Wangen und bis unter den hellen Tschupp die Stirn. Ein plötzliches und machtvolles Verantwortungsgefühl jagte ihm dieses Blut durch die Adern. Daneben freilich zitterte ein Schrecken: Was war mit dem Vater?

Jetzt richtete er sich auf. „Ihr seht gewiß zu schwarz," sagte er. „Ihr werdet noch lange bei uns sein, aber ich bin Euch schon dankbar, wenn — Ihr mich hart in die Lehre nehmen wollt."

„Das hätte früher sein sollen," sagte der andere gedankenvoll.

Sie schritten noch immer auf und nieder. Keiner wußte, wie es kam, daß jetzt Jonas' Arm sich um die Schulter des Jünglings legte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Jonas und Joseph waren jede Stunde des Tages beisammen. Jener suchte in der unmöglichen Kürze nachzuholen, was er in Jahren versäumt hatte. Und während er dem Sohne Anleitung gab, folterte ihn eine so große körperliche Qual, daß er mehr als einmal ein Stöhnen nicht zu unterdrücken vermochte und Joseph unwillkürlich nach seiner Hand faßte, wie um ihm in seiner Not zu helfen.

Am Morgen des dritten Tages kam Jonas zum Frühstück, der erste wie immer. Sohn und Gesinde sammelten sich am Tisch. Er sah aus wie ein Toter. In seinem Gesicht zuckte es, und die braunen Augen hatten einen halb erloschenen Blick, während auf der hohen, fahlen Stirn der Schweiß perlte. Er erteilte Weisungen für den Tag, sprach von einem nahen Markte und daß Kaspar ihn befahren müsse. Seine Stimme kam mühsam, als müßte er jedes Wort aus seinem gemarterten Leibe reißen. Einmal führte er auch die Tasse zum Munde, die Franziska ihm gefüllt hatte, aber er setzte sie rasch wieder hin und ohne zu trinken.

„Es geht nicht mehr," ächzte er, und mit zitternden Händen sich am Tisch haltend und emporarbeitend, mahnte er noch: „Heute muß das letzte Heu von der Stafelmatte herein."

Dann hinkte er nach der Schlafstube zurück.

„Hol den Arzt," befahl er Joseph unter der Tür.

Sein Anblick jagte den Jüngling. Er griff hastig nach seinem Hut.

Hinter Jonas fiel die Tür ins Schloß.

Die Franzi war aufgestanden. Sie wollte Joseph nachrufen, daß er auch den Pfarrer bestelle. Aber sie unterließ es. Sie dachte, daß Jonas im Leben keinem sein Herz aufgetan, er es also auch im Sterben nicht tun werde. Wie vor den Kopf geschlagen stand sie mitten im Zimmer. „Was sollen wir anfangen, wenn er nicht mehr da ist," sagte sie leise.

Die anderen saßen untätig am Tisch. Ein Alp lastete auf allen. Aber mancher dachte, daß an dem unwirschen Menschen da drinnen nicht viel verloren sei.

Die Franzi flüsterte weiter: „Es ist wie ein Fluch auf ihm gewesen sein Leben lang. Die Menschen sind ihm unter den Händen zerbrochen wie dünnes Glas."

„Es sind schon bessere gestorben als er," murrte ein Taglöhner.

Den schaute die Franzi an wie ein Hund, den ein Fremder von der Tür seines Herrn verjagen will. Dann ging sie mit schweren Schritten aus der Stube. —

Der Arzt kam mit Joseph zurück.

Jonas lag im Bett. Sein Leintuch war mitten durchgerissen. Er hatte es vor Schmerzen mit beiden Händen zersprengt.

Der Arzt machte eine Einspritzung, die dem Kranken Schlaf brachte.

In der Küche besprach sich Joseph mit der Franzi: „Ich gehe mit auf die Stafelmatte", sagte er, „es ist nötig, daß einer Aufsicht führt."

Ihr kam es vor, als ob er gewachsen und gealtert sei. Und es war etwas vom künftigen Herrn an ihm.

Als Joseph fort war, schlich sie alle Augenblicke an Jonas' Tür und lauschte, schaute auch manchmal hinein, ob er nicht wach sei.

Es war ein Gewittertag, schwül, mit grauen und schwarzen, sich wälzenden und einander verschlingenden Wolken, zwischen denen manchmal

noch ein Stück mattblauen wie müden Himmels auftauchte. Schon gegen Mittag hatte hinter den Bergen ein fernes Murren angehoben, ein nicht zur Ruhe kommendes Grollen, das zuweilen nur noch ganz tief und fern klang und dann wieder stärker sich erhob, ohne zum eigentlichen Donner zu werden. Nachmittags sprang ein Wind auf. Auch der jedoch war lahm, als erstickte ihn die Glut des Tages. Er packte nur Baumzweige und schwang sie vor Jonas' Fenster auf und nieder, als winkten Hilferufende mit dunklen Tüchern. In der Stube selbst aber warfen diese auf und nieder schlagenden Zweige Schatten, von denen an den Wänden eine huschende Unruhe war.

Draußen lief der Wind über das Langgras der Wiesen hin. Es wogte wie ein düsterer See, der aus der Tiefe aufgewühlt wird, ohne daß Welle von Welle sich trennen kann.

Mitten in die lastende Schwüle und das Unwesen des Windes klang eine Mädchenstimme. Durch einen Fußweg in den Wiesen schritt ein junges Bauernkind und sang irgendein Lied vom Sommersegen, den es vor Augen und Füßen hatte.

Die Franzi hörte die frischen, ungekünstelten, etwas gellen Laute, als sie eben wieder Jonas' Tür auftat. Jonas selbst saß aufrecht im Bett.

„Komm herein," sprach er sie an.

Sie gehorchte und ließ sich auf seinen Wink am Bette nieder.

Er aber wandte sein Ohr wieder dem Fenster zu, wo das Mädchen zwar schon etwas ferner, aber immer noch laut genug seinen Singsang ertönen ließ. „Das ist eine, die das Leben freut," sagte er. In seinem Blick lag etwas wie Neid oder Hunger.

„Sie ist jung und gesund, das merkt man der Stimme an," fuhr er fort.

Franziska lächelte, weil sie meinte, daß er einen Scherz versuche.

Er sprach in abgerissenen Sätzen weiter.

„Ich bin fertig mit dem Leben, das sie erst anfängt. Ich bin fertig damit, ohne es je angefangen zu haben."

„Ich habe hinter einem Gitter gestanden und zugesehen, wie die anderen es gut haben."

„Und ich bin doch auch nur ein Mensch gewesen wie sie und hätte es einmal haben mögen wie sie."

„Das ist furchtbar, zu hoffen und zu wünschen und zu wissen, daß nichts sich erfüllt."

„Einem — — Einem muß ich es einmal sagen."

Ein Blitz zuckte auf, noch ehe er ganz zu Ende gesprochen hatte. Es flog Feuer durch die Stube. Der Franzi rotes Gesicht loderte. Dann folgte ein naher, krachender, lang hinhallender Donnerschlag.

Jonas bäumte sich auf.

Aber während die Franzi ihn ansah und dachte, sie habe nie gewußt, daß ein solcher Freudenhunger in einem Menschen sein könne, fuhr er fort: „Keiner hat es gefühlt, keiner je zu mir gehalten."

„Keiner?" fragte die Franzi. Dabei rutschte sie von ihrem Stuhl auf die Knie und an sein Bett.

Er machte große Augen. Dann legte er seine Hand auf ihr dünnes, braunes Haar, das sowenig als alles übrige ihrer äußeren Erscheinung ein Schmuck war.

„Ja, du," sagte er, „du — hast es wohl gut gemeint, und du denkst, daß es ungeschickt sei für die Wirtschaft und Joseph, daß —"

„Nur dafür?" fragte die Franzi. Sie lag jetzt da, die Ellbogen auf das Bett gestemmt und hatte seine Hand gepackt. Es schlug eine Gewalt aus ihr zu ihm auf, die ihn erkennen ließ, daß sie mit allen Fasern ihrer dumpfen, schlichten, bescheidenen, tierhaften Seele an ihm hing.

Er umschloß ihre Hände mit zitternden Fingern. Ein Staunen faßte ihn. Jetzt strich er sich über die bleiche Stirn, hinter der die Gedanken einander jagten. Hatte er Menschen verkannt? Hatte diese ihm gehört? Und vielleicht auch die andere — Inocenta?

„Herrgott," ächzte er.

Dabei hielt er die Hände der Franziska.

„Es ist zu spät," sagte er dann. „Es kann jetzt nicht mehr anders werden."

Wieder zuckte ein Blitz durch die Stube.

Und als ob die flammende Lanze ihn getroffen hätte, fiel Jonas Truttmann in die Kissen zurück und war tot.

Franziska, die Magd, stand auf. Sie tat ihm, was für den Toten zu tun blieb. Sie weinte nicht. Es zuckte nur merkwürdig in den Zügen, als redete sie mit sich selber. Bald ging sie hinaus und rief die Knechte und Mägde, sandte einen zum Pfarrer, einen anderen zum Stafel hinauf, den Joseph zu holen.

Die Wohnstube füllte sich.

Die Franziska holte Blumen aus dem Garten und legte sie auf Jonas' Bett. Sie zündete

die Kerzen an, lange, schlanke Wachsstäbe, auf denen die Flamme wie eine kleine, feine, schlanke, rote Tulpe blühte.

Das Gesinde drang herein, noch während sie damit beschäftigt war. Der kleine Kaspar stellte sich an die Wand und bekam feuchte Augen. Sie schauten alle nach dem Toten. Jetzt, da nur sein kluger, hochgestirnter Kopf mit dem dunklen, weichen Haar sichtbar war, ahnte man seine Krüppelhaftigkeit nicht. Es war auch mehr Friede in seinen Zügen als je vorher, der scharfe Schnitt an seinem Mund war wie von einer sanften Hand hinweggestrichen.

„Man sieht ihm nicht an, daß er ein solcher Menschenhasser gewesen ist," sagte leise ein junges Ding von einer Magd.

Und wieder stand die Franzi dunkel und plump zwischen ihr und dem Bett, als müsse sie dieses gegen einen Feind verteidigen. „Vielleicht hat er sie nur zu lieb gehabt," sagte sie.

Das Gewitter zog vorüber. Die Wolken rissen. Im Westen brach die Sonne hindurch. Jetzt stand ein breiter goldener Streif am Himmel, und ein Widerschein brach in die Stube herein. Es wurde hell darin, so hell, daß es den Lichtern am Totenbett allen Glanz und alle Glut nahm. Eine Glorie besonders fiel auf die Wohnstubentür.

Und in ihr erschien Joseph, der Jüngling und Erbe.

„So schnell?" fragte er und hatte alle Farbe aus dem Gesicht verloren.

Aber das Licht umlohte ihn. Sein blondes Haar glänzte. In seinem Blick jedoch war etwas Dunkles, Ahnungsvolles, und ein schmerzliches Mitleid. Vielleicht hatte etwas davon im Auge des Kindes gelegen, als es den dort auf dem Bett zum erstenmal noch nicht als Vater, nur als Krüppel gesehen hatte.

Nun schritt er mit unsicheren Schritten vorwärts, und plötzlich warf er sich mit einem leidenschaftlichen Aufschluchzen über den Toten.

Und Jonas Truttmann hatte gemeint, daß er niemand habe.

Ende.

Apfelernte.

Die ersten Apfel fallen vom Wurm,
Die zweiten Apfel, die fällt der Sturm,
Die dritten erntet man ein:
Welche mögen die besten wohl sein?

Die dritten natürlich! lacht jedermann:
Weil man nur die servieren kann!
Die schält sich dann
Respektvoll der Esser
Mit sorglichem Messer —
Doch Wurm und Sturm, die wissen es besser.

Hanns von Gumppenberg.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Heimwärts.

Von Ernst Eschmann.

Drei Wochen Reise, wenn jeder Tag mit neuen Eindrücken auf das begierige Auge einstürmt, werden zur empfindlichen Anstrengung. Um keine Ermüdung und Gleichgültigkeit dem neu Gebotenen gegenüber aufkommen zu lassen, braucht es Stunden, die einzig der Erholung dienen. Man bummelt gemächlich dahin und ruht sich aus. Man setzt sich bei einer Tasse Kaffee in irgend einem kurzweiligen Winkel fest und kümmert sich weder um Museen noch Galerien.

Barcelona erschien uns nicht als eine Aufgabe, mit der wir uns bis in alle Einzelheiten befassen wollten. Die Zeit drängte. Wir mußten nach Hause. So reichte es nur zu einem kurzen Gruße der Stadt.

Barcelona ist eine Metropole von europäischem Ausmaß. Ein mächtiger Verkehr pulsiert in den Straßen. Man erkennt es auf den ersten Blick: hier gibt der Handel den großen Ton an. Die letzten Jahrzehnte brachten der Stadt diese Blüte. Die Neuzeit hat alle Quar-